

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

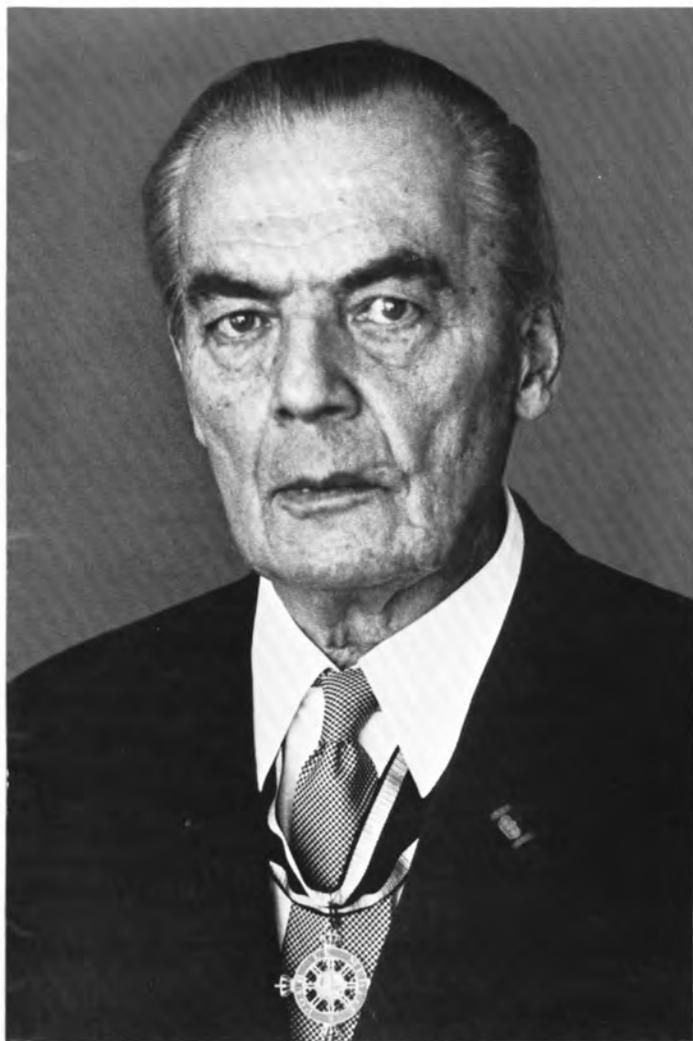
FÜNFZEHNTER BAND
1979

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

GEDENKWORTE

HANS ERICH NOSSACK

30. 1. 1901–2. 11. 1977



Luis J. Herrera

Gedenkworte für

HANS ERICH NOSSACK

von

Bruno Snell

Hans Erich Nossack ist im Jahr 1901 in Hamburg geboren und hat viele Jahre seines Lebens hier zugebracht. Ich bin ihm nur gelegentlich begegnet, zuerst bei seinem Freund Hans Henny Jahnn. Er war kein leicht zugänglicher Mensch, wie schon sein gleichsam verhangenes Gesicht verriet. Bereits als jungem Menschen war es ihm unmöglich, sich einzuleben in den Kreis der Hamburger Patrizier, in dem er aufwuchs. Was »man« dort von ihm erwartete, schien ihm verlogen und borniert. So begann er seinen eigenen Weg 1920 an der Universität Jena als Student.

In der Wissenschaft fand er die Ehrlichkeit und Sauberkeit einer präzisen und wahren Sprache, nur vermißte er bitter, daß man sie nicht anwandte auf das, was ihm wichtig war: auf das gegenwärtige Leben, auf seine Nöte und Probleme. Die Tagebücher Hebbels und die Dramen Strindbergs hatten ihm

die Augen dafür geöffnet, wie viel in der bürgerlichen Gesellschaft falsch und verdorben sei. Für kurze Zeit glaubte er, das erlösende Wort in politischen Doktrinen zu finden, trat der Kommunistischen Partei bei und hoffte, in seinen ersten Gedichten und Aufsätzen dazu beizutragen, daß die Welt besser würde. Doch merkte er bald, daß auch hier die politisch Herrschenden geneigt waren, das moralisch Erstrebte in dem von ihnen bereits Realisierten zu sehen.

Dies politische Engagement hinderte ihn, in der vorgesehenen Zeit seine Studien abzuschließen, und da er seine ethischen Forderungen zunächst an sich selbst stellte und nicht, wie üblich, an die anderen, zog er die Konsequenz, kein weiteres Geld von seinem Vater anzunehmen. Das brachte ihn bald in bittere Not. Er hoffte, als Literat sein Leben zu fristen, aber dem »unabhängigen Linken«, der sich von der Dogmatik getrennt hatte, wurde das Publizieren schwer. Als dann die Nazis verboten, irgendetwas von ihm Geschriebenes zu drucken, kehrte er in das gutbürgerliche Leben zurück, in den Beruf seines Vaters, schrieb jedoch Gedichte, Novellen, Romane, Dramen. All das verbrannte bei den Bombenangriffen des Jahres 1943.

Nach dem Krieg trat er mit seinen mühsam gereiften Werken hervor. Deren Sprache zeigt, was er moralisch von sich verlangte. Das erste war, den »Tatsachen auf die Spur zu kommen«, das hieß: nicht in Lyrismen zu verfallen. Von der Nachtigall oder vom Mond zu sprechen, war ihm Kitsch und Lüge. Noch bedrohlicher schien ihm, daß künstliche Abstraktionen der Prosa ihn von dem entfernten, was ihn täglich und stündlich bedrängte. Er suchte es in einfachen Worten zu sagen, und verzweifelte immer wieder, – da blieb ihm nichts als das Schweigen.

Das exakte Denken bedrohte das Empfinden – und damit das Dichten. Wie bei den alten Griechen die Philosophen das naive Dichten erstickten, so daß dem Hellenismus nur witzige Ironie blieb und gelehrtes Spiel (wie bei Kallimachos) oder sentimentale Sehnsucht nach Arkadien (wie bei Theokrit), ist es ja offenbar auch uns geschehen: selbst die neuen geistigen Ansprüche, die das Christentum erhoben hat mit dem Bewußtsein vom guten Willen, von Mitgefühl und Nächstenliebe, sind eingegangen in die wissenschaftliche Terminologie von Psychologie, Pädagogik, Soziologie und in die dogmatischen Schlagwörter der politischen Parteien.

Was Nossack am Herzen lag, zeigt schlicht und eindringlich sein Gedicht »Bekanntnis zu Barlach«, in dem er den 31 Jahre älteren, den vor den Toren Hamburgs in Wedel geborenen Bildhauer zu seinem Vater wählt und sich vom Patriziertum seiner Stadt trennt:

Als sich die matte Zeit von ihrem Vater
Wehklagend abwandt, um den kleinen Harm
Wie ein gestraftes Kind im Mutterarm
Sich auszujammern, – wardst du mein Berater.

Ein Armer Vetter galt ich aller Welt,
Ich Findling, der ich mutterlos geboren;
An meiner Echtheit zweifelnd, ganz verloren,
Eh du mir meinen Toten Tag erhellt.

Ich ward dein Sohn, weil ich dein Wort verstand.
Ich ward dein Sohn, weil in der Sintflut schwand,
Was Sohn in mir vom Weibe und Geblüte.

Denn mehr als unsres Leibes Zwang und Wonne
Versöhnt uns, innig wie die Abendsonne,
Stets über alles, Vater, deine Güte.

Nossack hat dies »Bekennnis zu Barlach« selbst erläutert in einer »Ansprache für die Barlach-Matinee am 9. März 1952 im Deutschen Schauspielhaus, Hamburg« und dargelegt, was ihn an dessen Kunst ergriff. Da stehen die für Nossack charakteristischen Worte: »Wenn ich Ihnen verrate, daß ich Barlach niemals persönlich gegenübergestanden habe, so wird dies alles Sie vielleicht wundern. Ich habe nur Briefe mit ihm gewechselt, die 1945 verbrannt sind. Es handelt sich hier um eines der größten Versäumnisse meines Lebens; auch das gehört zu meinem Bekenntnis. Ich hatte genügend Gelegenheit, ihn in Güstrow zu besuchen. Daß ich es unterlassen habe, geschah weniger aus Trägheit des Herzens als aus Schüchternheit oder aus dem Gefühl eigener Unreife. Ich sagte mir: Du darfst einen so großen Mann nicht mit dir belästigen. Ich wußte damals noch nicht, daß der Begriff »großer Mann« doch nur eine von der Außenwelt erfundene und für die Außenwelt gültige Schablone ist, daß sich dahinter vielleicht ein Mensch verbirgt, der ganz schlicht nach unserer Liebe hungert. Für Barlach traf das um so mehr zu, als er wegen des über ihn ausgesprochenen Verbotes Anlaß zur Verbitterung hatte.

Das kam mir erst zum Bewußtsein, als es zu spät war. Als mir die seltsame Todesanzeige ins Haus gesandt wurde, auf der nichts anderes stand als: »Es starb Ernst Barlach, Ritter des Pour le mérite.« Das ist beinahe so unbarlachsches wie seine Grabstele in Ratzeburg. Und doch muß man diese Todesanzeige richtig verstehen; sie gehört nämlich unter die Akten der deutschen Widerstandsbewegung.«¹

¹ Vgl. Hans Erich Nossack, Pseudoautobiographische Glossen, Frankfurt a. M. 1971, S. 41f.